

Ironische Zurücknahme

„Moderne Erzähler aus Großbritannien / Von Helmut Winter

Literarische Anthologien wie Frank Auerbachs „Moderne Erzähler aus Großbritannien“ spiegeln den Zustand nicht nur der Sprache, sondern auch der Denkweise eines Volkes während eines bestimmten Zeitraums — sie sind deshalb in besonderem Maße bemerkenswert. Leser und Kritiker verlangen gleichermaßen nach Wegweisern, bestehen auf Grenzmarkierungen und Orientierungszeichen; seit Aristoteles Euripides den „tragischsten aller Dramatiker“ genannt hat, gehören Werturteile zum Grundbestand der Literaturbetrachtung, haben das Einordnen und Unterscheiden, die Anwendung von Kriterien und Kategorien bis in die Gegenwart angedauert. Dr. Samuel Johnson brachte mit seiner kontrastiven Methode die englischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts in eine Rangordnung, und doch für T. S. Eliot gab es Autoren, die die Welt gleichsam unter sich aufteilten. Am Ausgang des zwanzigsten Jahrhunderts hat sich an dieser Kon-

stellation nichts Wesentliches geändert: die Aufgabe von Kritikern, Redakteuren oder Herausgebern besteht nicht darin, Vorschriften zu machen — das Verhältnis des Lesers zum Buch wird immer von einer ganz persönlichen Bewertung bestimmt bleiben —, sondern darin, die Spreu vom Weizen zu sondern; im Falle des Zusammenstellens von Anthologien bedeutet das: diejenigen Texte zu kennzeichnen, die das Bewußtsein ihrer Zeit verändert haben, und daneben solche zu stellen, die diesem Bewußtsein lediglich Ausdruck verleihen.

Frank Auerbach nennt seine Sammlung: „moderne“ Erzähler aus Großbritannien; er verwendet dabei einen Begriff, der über das bloß Zeitgenössische hinausreicht und inzwischen zu einer etablierten Kategorie der Literaturkritik geworden ist. Die „Moderne“ beginnt in England am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, mit Oscar Wilde und der Dekadenzliteratur, beim frühen

Yeats, bei Conrad und dem späten Henry James. Als Virginia Woolf davon sprach, daß sich im Dezember 1910 der menschliche Charakter verändert habe, meinte sie etwas Ähnliches wie Wilde, der behauptet hatte, die Kunst imitiere fortan nicht mehr das Leben, sondern umgekehrt: das Leben imitiere die Kunst, das heißt, wir erfassen die Wirklichkeit, die wir wahrnehmen, mit Strukturen, die nicht natürlichen, sondern kulturell geprägten Ursprungs sind. Wenn Walter Pater zur gleichen Zeit erklärte, alle Kunst strebe danach, sich der Musik anzunähern, dann sollte die Autonomie des Künstlerischen als höchstes Ziel anzusehen sein.

Die englische Prosa tat sich zunächst schwer mit der Verwirklichung dieses Konzepts — das Erbe der realistischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts war erdrückend. Was in Frankreich und dann auf den Britischen Inseln praktiziert wurde, lief auf eine folgenreiche Akzentverlagerung hinaus: der sprachliche Ausdruck wird, unabhängig von der möglichen Banalität des Themas, so mächtig aufpoliert, daß er nicht mehr (als Mittel zum Zweck) im Hintergrund bleibt, sondern in Form von brillanten Effekten und Spiegelungen, die von seiner glänzenden Oberfläche ausgehen, ein Eigenleben gewinnt.

Die Gegenbewegungen ließen nicht lange auf sich warten. Sie orientierten

sich, wie nicht anders zu erwarten war, gerade an den Traditionen, gegen die der Modernismus rebellierte. Die „antimodernen“ Schriftsteller — zu denen in Auerbachs Anthologie Angus Wilson, Robert Graves, Graham Greene und J. B. Priestley gehören — wollen sich lieber der Geschichtsschreibung als der Musik annähern; sie betrachten die Literatur als eine Vermittlung von Wirklichkeit, die vor und unabhängig von dem Akt der Vermittlung existiert. Auf Oscar Wildes Aperçu, daß wir unsere Vorstellung von braunem Nebel aus den Bildern der Impressionisten beziehen, würden sie antworten, daß diese Vorstellung etwas mit dem Kapitalismus zu tun hat, der Großstädte entstehen ließ und die Luft mit Industrieabgasen verpestete: die Aufgabe des Schriftstellers sei es, diesen Zusammenhang deutlich zu machen. Autoren, wie Auerbach sie vorstellt, halten den Inhalt für wichtiger als die Form, sie sind skeptisch gegenüber Experimenten, die der Vermittlung von Inhalten im Wege stehen, und sie befolgen mehr oder weniger strikt George Orwells Maxime: „Die beabsichtigte Bedeutung sollte sich das ihr passend erscheinende Wort suchen — und nicht umgekehrt.“

„Shakespeares Muse“ (so der Untertitel) enthält Geschichten, die nicht chronologisch, sondern nach Motivzusammenhängen geordnet sind: Vom Genera-

tionskonflikt und vom Kulturschock reicht die Skala über Ehe- und Beziehungsprobleme bis zur Groteske und Kriminalstory. In einer wohlhabend gemischten Mischung aus älteren und jüngeren, walisischen, englischen und schottischen Autoren dominieren dennoch die konservativen Stimmen: Rhetorischen Schwung wird man vergeblich suchen, stilistische Brillanz nur ganz vereinzelt finden. Es herrscht eine Stimmung der ironischen Zurücknahme vor (die nichts mit dem aus Selbstsicherheit geborenen Understatement gemeinsam hat), Reduktion des Emotionalen und eine allgemeine Spärlichkeit des Empfindens sind an der Tagesordnung.

Eine liebevoll eingeleitete und edierte Anthologie wie diese macht auf geradezu erschreckende Weise deutlich, daß unter den modernen Erzählern aus Großbritannien kaum einer den visionären Entwürfen des Australiers Patrick White oder der bohrenden Genauigkeit der Romane des Westinders V. S. Naipual das Wasser reichen kann. Es zeigt sich auch, daß es auf dem Gebiet der sozialkritischen Reportage in England seit den Tagen von George Orwell nichts gegeben hat, das den Leistungen eines Norman Mailer oder James Baldwin an die Seite zu stellen wäre, und wer noch eines Beweises bedürft hätte, daß die zeitgenössische

amerikanische Prosa — von der narziß-tischen Spielart eines Nabokov oder Updike über den urbanen Humanismus von Saul Bellow bis zu den kraftstrotzenden Experimenten eines Thomas Pynchon — der zeitgenössischen englischen turmhoch überlegen ist, der lese diese Sammlung durchweg betulicher Geschichten. Die Hauptströme der englischsprachigen Literatur unserer Zeit, so scheint es, fließen nicht mehr im Mutterland.

Hängt die Entwicklung von Kunst und Literatur mit dem politischen Schicksal eines Landes zusammen? Das perikleische Athen, das elisabethanische England, Frankreich im Zeitalter Ludwig XIV. waren Blütezeiten der Literatur. Die stürmische Entfaltung der amerikanischen Literatur ist mit dem Aufstieg der USA zur Weltmacht einhergegangen — und wie die spanische Literatur nach dem Zusammenbruch des spanischen Weltreichs ins Provinzielle zurücksank, so hat auch der historische Prozeß, der die Engländer sozusagen aus Römern in Italiener verwandelte, seine Spuren hinterlassen; sie sind in diesem Lesebuch überaus lehrreich versammelt.

„Moderne Erzähler aus Großbritannien. Shakespeares Muse“. Herausgegeben von Frank Auerbach. Thienemanns Verlag, Stuttgart 1983. 546 S., geb., 36 DM.